

Zwei neue Museen im Landkreis

Das Ziegel- und Kalkmuseum Flintsbach und die
Kunstsammlung Ostbayern im Spital von Hengersberg

Norbert Elmar Schmid

Schuppen, um Ziegel zu trocknen, ein Motorenhaus, ein Ringofen, eine Schmiede, eine Lehm- und eine Kalkgrube... das kann hohes Interesse wecken, bei Kindern wie Erwachsenen. Seit 1995 besteht in Flintsbach an der Donau, Gemeinde Winzer im Landkreis Deggendorf, ein ungewöhnliches, in seiner Art ziemlich einzigartiges Museum, das Ziegel- und Kalkmuseum Flintsbach. Es besteht aus einem neuen Museumsgebäude mit einer Dauerausstellung zur Kulturgeschichte von Kalk und Ziegel, einem sog. Ringofen und einem Ziegel-Brennofen aus spätrömischer Zeit.

Ziegel, hierzulande oft Backstein genannt, ist ein sehr alter Baustoff; schon der Turm von Babel soll aus Ziegeln errichtet worden sein. In Flintsbach wird die historische Dimension nicht nur durch die Exponate und Fotos im Ausstellungsgebäude deutlich, sondern auch durch einen in Essenbach (Lkr. Landshut) gefundenen römischen Brennofen, den man hierher transportiert hat.

Wer durch Niederbayern fährt, wird häufig auf (insbesondere gotische) Kirchen aus Backstein stoßen, der Turm der St. Martins-Kirche in Landshut ist der höchste aus diesem Material. Besondere Bedeutung erlangte das Baumaterial Ziegel, das im 17. und 18. Jahrhundert an Bedeutung verloren hatte, wieder ab dem 19. Jahrhundert. Bis dahin waren die Häuser auf dem Land zumeist aus Holz. Mit den Argumenten Brandschutz und Holzverschwendung propagierte die Obrigkeit zunehmend die Verwendung des Baustoffs Ziegel; die Produktion von Ziegeln, bisher in der Regel Klöstern, Schlössern, Städten und Märkten vorbehalten, wurde erleichtert, und schließlich verbot man reine Holzbauten. Doch kostete auch die Herstellung von Ziegeln viel Energie, sprich viel Holz. Ab der Mitte des Jahrhunderts beendete der Einsatz fossiler Brennstoffe die damalige Debatte um das Holzsparen.

Energiesparen durch den Ringofen

In Flintsbach kann man den Herstellungsprozeß von Ziegeln genau nachvollziehen. Auf den Abbau des Lehms aus der Lehmgrube (ursprünglich mit der Hand, erst ab 1935 mit Preßluftbohrern) folgte die Aufbereitung – der Lehm wurde mit den Füßen weichgeknetet –, dann das Formen – mit der Hand, „per Handschlag“ mit Hilfe von Modeln –, das Trocknen an der Luft und schließlich das Brennen. Nach und nach machten eine zunehmende Mechanisierung der Lehmverarbeitung und die Erfindung des sog. Ringofens (1858), das Verkehrsmittel Eisenbahn sowie Kohle als Energieträger das Baumaterial Ziegel zur Massenware. Halb-, später vollautomatische und elektronische Ferti-

gungsverfahren ließen die alten, handwerklich ausgelegten Anlagen zunehmend unwirtschaftlich werden, die Ziegelei in Flintsbach stellte 1968 den Betrieb ein.

Das Herzstück des Flintsbacher Museums ist der 85 Meter lange Ringofen aus dem Jahr 1883. Er brannte durchgehend fast das ganze Jahr über, von Februar bis November: In jeder der 14 Kammern brannte das Feuer jeweils zwei Tage, dann waren die Ziegel gebrannt. Das Feuer „wanderte“ die Kammern entlang, die mit Lehm verschlossen wurden. So war der Energieaufwand sehr viel niedriger als bei den Feldbrandöfen. Zwölf Arbeiter, davon zwei Heizer, waren dort tätig.

Eine Besonderheit in Flintsbach ist die Tatsache, daß neben Ziegel auch Kalk gebrannt wurde, befand sich doch kaum hundert Meter von der Lehmgrube entfernt ein Kalksteinbruch. Der Ortsname Flintsbach verrät es schon: Als weiterer Bodenschatz wurde hier Flintstein gefunden. Dem Silex (Feuerstein, „Knollenstein“) und seiner Verwendung, die in prähistorische Zeit zurückreicht, ist zur Zeit eine kleine aber feine Sonderausstellung gewidmet, die hoffentlich als Dauerausstellung im Museum bleibt. Zum Museum gehört auch die Sammlung Hufnagl mit besonderen Ziegeln: sie tragen Stempel, Datierungen, Verzierungen, Handabdrücke u. ä. und werden, nicht ganz zutreffend, „Feierabendziegel“ genannt. Auch Beispiele von Ziegelplastiken sind zu sehen.

Ein vergessenes Kapitel Sozialgeschichte

„Sie kamen scharenweise Sommer für Sommer aus den armen Gegenden ihrer fernen Heimat, arbeiteten für jeden Lohn... Sie knauserten und sparten und waren auf jeden Pfennig Nebenverdienst erpicht...“, schrieb Oskar Maria Graf – das galt auch für Niederbayern. Bis zum Ersten Weltkrieg wurden Ziegelöfen oft von italienischen „Gastarbeitern“, besser gesagt Wanderarbeitern, betrieben, weil sie erfahrene, willige und billige Arbeitskräfte waren. Sie kamen, so auch in Flintsbach, vor allem aus dem Friaul; zu Fuß brauchten sie etwa eine Woche nach Bayern (später fuhren sie mit der Eisenbahn, oft in Sonderzügen, dann dauerte es nur zwei Tage), ihre Arbeitsgeräte führten sie mit. Sie wurden für jeweils eine Saison als geschlossene Arbeitsgruppen verpflichtet. Als Teamchef arbeitete ein „stampatore“, der mit Hilfe seiner „muli“ – zumeist Kinder, aber auch Frauen – ca. 6000 Ziegel täglich „per Handschlag“ produzieren konnte. Ein solcher Trupp stand unter der Leitung eines italienischen Ziegelmeisters, eines sog. Akkordanten. Er allein verhandelte mit den deutschen Auftraggebern, er, seinerseits Subunternehmer, wollte eine möglichst hohe Arbeitsleistung und war von seinen Landsleuten oft gefürchtet. Hygiene- und Arbeitsschutzbestimmungen wurden immer wieder unterlaufen. Als Schlafplätze dienten Strohsäcke, die in Flintsbach auf dem Ringofen ausgebreitet wurden, zwar überdachte, doch recht zugige, da offene Schlafplätze.

Aktivitäten

Bauherr und Träger des Museums ist der Landkreis Deggendorf, für den Unterhalt (jährliche Unkosten 1997 ca. 75 000 DM) kommt die Marktgemeinde Winzer auf. Die Kosten der Errichtung des Museums beliefen sich auf 3,6 Millionen Mark; bei der Finanzierung – 84 % Zuschüsse – beteiligte sich ein Förderverein, in dem auch der Ziegelindustrieverband vertreten ist.

Großen Wert legt man in Flintsbach auf Museumsaktionen für Kinder und Erwachsene: Setzen eines Feldbrandofens, Modellieren und Ziegel-Handschlag, „experimentelle Archäologie“ u. a., es gibt dazu ein eigenes Jahresprogramm. Geplant für das kommende Jahr ist der Anbau alter Getreidesorten, die dann mit nachgebauten Steinzeitwerkzeugen geerntet werden sollen. Derzeit stellen drei Stipendiaten aus dem Donaauraum ihre Werke aus.

* * *

Am Ortsrand von Hengersberg steht das ehemalige Armenhaus der Gemeinde, das aus einem Leprosen- und Siechenhaus hervorgegangen ist. Seine Geschichte reicht bis in die Mitte des 13. Jahrhunderts zurück, als das Kloster Niederaltaich dieses Spital begründete. Danach wurde es mehrmals umgebaut, und nach der Säkularisation gelangte es in den Besitz der Marktgemeinde Hengersberg. Als vor wenigen Jahren die letzten Bewohner das völlig heruntergekommene Haus verließen, dachte man zunächst daran, die „alte Hütt'n“ abzureißen, auch weil sich die vorbeiführende Straße so hätte leicht verbreitern lassen.

Doch das als Baudenkmal ausgewiesene Gebäude wurde durchgreifend saniert und für den neuen Zweck adaptiert. Die trockenen Fakten: 2,6 Millionen Mark kostete die Wiederinstandsetzung (1995–97); Mittel kamen u. a. von der Städtebauförderung, der Bayerischen Landesstiftung, der Europäischen Gemeinschaft und vom Landkreis – und 400 000 Mark trug die Marktgemeinde Hengersberg bei. Die Betriebskosten beliefen sich im ersten Museumsjahr auf etwa 80 000 Mark.

Wiedergewinn eines Baudenkmals

Man betritt das Haus nicht durch den früheren Eingang, der nur über einen schmalen Gehsteig an der vielbefahrenen Hauptstraße betretbar wäre, sondern an der Rückseite durch einen verglasten Vorbau, die einzig sichtbare, doch dezente Zutat zum alten Haus. Die Sanierung durch den Münchner Architekten Friedlmaier erweist sich als vorbildlich. Im Erdgeschoß und im ersten Stock beließ er weitgehend die alte Aufteilung des ehemaligen Armenhauses. Der Besucher geht durch lange Flure, von denen die einzelnen, eher niedrigen Zimmer wegführen – es wurde nicht versucht, große museale Räume zu schaffen, was den Charakter des Hauses völlig zerstört hätte. Man befindet sich in einem renovierten, doch alten Haus, mit den alten Zuschnitten, den ursprünglichen Türgrößen und -füllungen, mit den alten Bodenbe-

lägen, Riemenböden und Terrakotta-Fliesen (natürlich soweit sie noch vorhanden waren, ansonsten sind sie in alter Manier erneuert). Alles in allem: Es ist ein Haus von großem Charme und starker Wirkung.

Betritt man die einzelnen Zimmer mit den ausgestellten Kunstwerken, glaubt man sich eher in ländliche Wohnzimmer versetzt als in ein Museum für Kunst des 20. Jahrhunderts.

Kunst aus Ostbayern

Hengersberg liegt nur wenige Kilometer von der Donau entfernt, und die markanten kirchenbekrönten Hügel innerhalb des Ortsgebiets sind die letzten Ausläufer des Bayerischen Waldes. So scheint es richtig und geradezu zwingend, daß im Museum die „Donau-Wald-Gruppe“ den wichtigsten, wohl auch gewichtigsten Teil der Bestände bilden. Diese nach dem Zweiten Weltkrieg gegründete Gruppe umfaßte einheimische und zugezogene Künstler im Raum der (bayerischen und auch österreichischen) Donau, ihrer Nebenflüsse und des Bayerischen Waldes. Die 1990 aufgelöste Gruppe darf – abgesehen von den anders orientierten „Wilden“ der ebenfalls nicht mehr existierenden Gruppe „Spur“ – als aktivster und produktivster Beitrag zur neueren Kunstgeschichte des niederbayerisch-oberpfälzischen Raumes gelten. Dem Zwieseler Künstler Walter Mauder sind Initiative und Schenkungen aus dem Bereich der Gruppe zu verdanken, wie er sich überhaupt sehr für das Museum eingesetzt hat. Er ist auch für die zuerst irritierend niedrige Hängung der Bilder in einigen Räumen verantwortlich. Auch wenn Lücken bezüglich einiger Künstler der „Donau-Wald-Gruppe“ bestehen (z. B. Josef Karl Nerud oder Willi Ulfig – man hofft in Hengersberg auf Schenkungen oder Leihgaben), so kann man sich dank repräsentativer Werke ein umfassendes Bild von der Kunst des ostbayerischen Raumes machen. Insgesamt sind über 30 Künstler aus Ostbayern (und dem benachbarten Oberösterreich) mit über 100 Bildern, Plastiken und Glasobjekten vertreten. Erwähnt seien die Bayerwaldlandschaften Wilhelm Niedermayers und Otto Baumanns, die bronzenen Tierplastiken von Heinz Theuerjahr, Walter Mauders „neue“ Hinterglasbilder, Karl Maders Metallplastiken zu religiösen Themen, die „Ikonen“ von Franz Ganserer, Otto Sammers Temperabilder, die Waldlerköpfe des in Rußland gefallenen Richard Schmid, die wilden, kraftvollen Landschaften von H. W. Goldack und, um die zwangsläufig lückenhafte Liste abzuschließen, die höchst unterschiedlichen Arbeiten aus drei Generationen der Malerfamilie Flügel (Karl Alexander, Helma und Ulrike Flügel). Wer sich mit der Kunstgeschichte Ostbayerns befaßt, wird um einen Besuch des Spitals in Hengersberg nicht herumkommen.

Schließlich gibt es noch eine barocke Kapelle, einen großen Raum für Sonderausstellungen und ein ausgebauten lichten Dachgeschoß, das für Gemeinderatssitzungen, aber auch für Lesungen genutzt wird, was dazu beitragen soll, daß das Museum als ein Ort der Begegnung nicht nur für Einheimische im Leben der Gemeinde verankert wird. Immerhin 3000 Besucher zählte man im

ersten Jahr der Kunstsammlung Ostbayern im Spital Hengersberg, eine Zahl, die man, so die Verantwortlichen, natürlich noch zu steigern hofft. Ein Katalog ist in Arbeit, er soll heuer noch erscheinen.

*Auskunft: Gemeinde Winzer, Schwanenkirchner Str. 2, 94577 Winzer, Tel. (08545) 91041. Geöffnet April bis Oktober an Sonn- und Feiertagen 10–17 Uhr, Mittwoch und Samstag 13–17 Uhr und nach Voranmeldung. Im Museum ist ein sehr informativer Führer erhältlich. Weiterführende Literatur: Martin Ortmeier (Hg.), *Per Handschlag, die Kunst der Ziegler*, Passau 1995.*

*Spital Hengersberg, Passauer Straße 38, 94491 Hengersberg, Tel. (09901) 2809, Fax 930740. Öffnungszeiten Donnerstag 16–20 Uhr, Sonntag 14–18 Uhr, Führungen nach Vereinbarung: (09901) 930729. Weiterführende Literatur: Johannes Molitor, *Zur Geschichte des weltlichen und geistlichen Hengersberg*. In: *Deggendorfer Geschichtsblätter* 8/1987, S. 140–176, insbes. S. 149ff.*